Keine Abenteuer, nichts Okkultes!

Maßstäbe für die Gattung suchen: Das „Schreibheft“ erinnert an den Krimileser T. S. Eliot

Thomas Stearns Eliot, den alle nur T. S. Eliot nennen, war ein ziemlich blasierter Dichter. Wer ihn einmal hat lesen hören, weiß, was möglich ist in der Disziplin „steife Oberlippe nachmachen“. Über Leute, die nicht auf seinem Niveau, von dem er anspruchsvoll dachte, lasen und lebten, wusste er abfällig zu reden. Völlig zu Recht hat man ihm den Nobelpreis verabreicht, denn Eliot setzte ständig Maßstäbe. Die Dichtung war ihm seit dem Mittelalter, spätestens aber seit Milton ein Verfall. Von den Kirchen nur die hohen, von den politischen Bewegungen nur die elitären, von den Empfindungen nur die quälenden und von den Gedanken nur die meinen – so dachte Eliot. Und schrieb dabei Gedichte, gegen die Strawinsky etwas Langweiliges hat, Freud etwas Biederes und Brecht etwas Liberales.

Jetzt hat die Zeitschrift „Schreibheft“ (Band 88, Essen 2017) Eliot als Krimileser entdeckt. Sie bringt auf Deutsch Rezensionen, die er zumeist in seiner eigenen Zeitschrift „The Criterion“ zwischen 1927 und 1929 Kriminalromanen gewidmet hat. In ihnen zeigt er sich als geübter Leser dieses Genres und seiner Hervorbringungen der postsherlockischen Periode. Über Sherlock Holmes fällt der Satz, was denn Conan Doyle mit ihm zu tun habe, da das Geschöpf doch wirklicher sei als der Schöpfer? Unter den Zeitgenossen hält er S. S. van Dine, R. Austin Freeman und Freeman Wills Crofts für die Meister. Vor allem Letzterer wäre mit großem Gewinn wiederzuentdecken.

Foto Corbis

Detektive sind keine Übermenschen – befand T. S. Eliot, Nobelpreisträger 1948

Wie jeder gute Kritiker denkt Eliot am Einzelfall über die Gattung und die Form nach. So hält sich für ihn beispielsweise jeder gute Kriminalroman an die Prinzipien, die in „Der Monddiamant“ von Wilkie Collins, über den und Charles Dickens es hier eine ganze Abhandlung gibt, beachtet worden sind. Also: so wenig Verkleidungen wie möglich; der Täter am besten nicht abnorm; keine Geister, nichts Okkultes, keine einsamen Wissenschaftler, die eine ungeheuerliche Entdeckung gemacht haben; möglichst wenig Bizarres; der Detektiv kein Übermensch.

Am strengsten ist die knappe Definition, mit der Eliot den Krimi vom Thriller abgrenzt. Keine Abenteuer! Im Kriminalroman sollte nichts oder jedenfalls nicht viel passieren, sondern fast alles schon passiert sein. Tragen Tatmotive zur Aufklärung von Verbrechen bei? Sind die Logik des Falles und die Fülle des Lebens in einem Buch unterzubringen, oder wäre es besser, wenn sich Autoren auf eine dieser Aufgaben beschränken würden? Wann ist ein Detektiv zu schlau, wann zu dumm? Wie oft kann man einen Trick anwenden, ohne dass er fade wird?

All das wird nicht ausführlich erörtert, sondern im Vorbeigehen gestreift, wenn Eliot von Büchern mit so vielversprechenden Titeln wie „Die Frau in dem Fass“ berichtet. Attackiert werden die katholischen Mitbewerber um den Titel des diensthabenden Domvikars unter den englischen Schriftstellern, Gilbert Chesterton – „Ausbrüche von schwerstem Peter-Pantheismus“ – und Ronald Knox, der heute vergessen ist, dessen Bedeutung aber einst daran abzulesen war, dass Evelyn Waugh seine Biographie geschrieben hat.

Friedrich Ani, der ein kurzes Nachwort zu den Rezensionen beisteuert, resümiert zu Recht, dass wir heute wieder in der Situation einer anhaltend riesigen Nachfrage nach Kriminalstoff sind. Insofern kommt manche Fragestellung von Eliot zur Wiedervorlage. Wenn er beispielsweise zusätzlich zum Thriller auch noch den „Schocker“ als diejenige Gattung einführt, die „etwas Fieses hat“, liegt auf der Hand, was Eliot über das Gros heutiger Bahnhofsbuchhandlungsproduktion sagen würde: viel Vergemütlichung im einen Stapel, viel Fieses auf dem anderen. Die Empfehlung, Wilkie Collins oder Freeman Crofts zu lesen, um beidem zu entgehen, leuchtet sehr ein.

JÜRGEN KAUBE

FAZ, 3.4.2017